Der amerikanische Segen.

Erzählung von Conrad Remling.

Der Mühlenbesitzer Robert Bergmann hatte einen Brief aus Amerika bekommen.

Das war also wirklich ein Ereigniß in dem kleinen Landstädtchen. Denn wenn der Briefträger geschwiegen hätte — so hätten es vielleicht nur die Honoratioren erfahren, die mit dem Postvorsteher verkehrten. Aber wie es nun auch gekommen sein mochte: bald wußte es die ganze Stadt. Und die ganze Stadt knüpfte ihre Erwägungen und Vermuthungen daran.

Den Bergmanns ging es ja schlecht. Das wußte jedermann. Mühle und Landwirthschaft waren nichts mehr werth, waren heruntergewirthschaftet. Die beiden Töchter waren noch immer unverheirathet, und der Sohn konnte den Betrieb nicht übernehmen, da sich keine von den wohlhabenderen jungen Mädchen aus der Stadt fand, die ihn geheirathet und ihm mit ihrem Gelde ausgeholfen hätte.

Wenn sich die Bergmanns überhaupt bis heute noch gehalten hatten, so lag das wohl nur an der geschäftlichen Gerissenheit des Alten, der es immer noch verstanden hatte, hier und da ein Loch aufzureißen, um ein anderes damit zu verstopfen.

Robert Bergmann hatte einen Bruder drüben in Amerika, noch dazu einen unverheiratheten. Das wußte man. Und nun war ein Brief von diesem Bruder gekommen. Nach Jahren der erste. Und bald darauf ein zweiter und ein dritter. Der dritte war dick gewesen und — „eingeschrieben". Und am nächsten Tage war der alte Bergmann nach Berlin gefahren.

Das war entscheidend — sagten sich die Leute in der Stadt. Und nun hörte der Alte auch endlich auf, geheimnißvoll zu lächeln und vielsagend zu schweigen, wie bisher. Er erklärte zwar noch immer nichts, aber er deutete an. Und wenn er einmal ganz besonders gut gelaunt war, so gab er auch dies und das zu — allerdings vorsichtig, zurückhaltend und sehr, sehr zögernd.

Aber seine Handlungen in den nächsten Wochen verriethen doch unendlich viel.

Er war beim Bürgermeister gewesen und hatte sich — vertraulich — erkundigt, ob er ihm in der nächsten, größeren Stadt einen tüchtigen Anwalt empfehlen könnte. Der Bürgermeister konnte.

Dann war er zu Julius Heidemann gegangen und hatte gefragt, ob er irgend welche Wünsche wegen der Hypothek, die auf der Mühle stände habe. Julius Heidemann, der früher wegen der Zinsen oft ungeduldig geworden war, hatte keine anderen Wünsche, als die Hypothek noch möglichst lange auf der Mühle zu lassen. Uebrigens: wenn Herr Bergmann für die nächste Zeit etwas Geld brauche — er stände zur Verfügung.

Robert Bergmann hatte freundlich genickt und dann gemeint, es könnte in der That möglich sein, daß er für kürzere Zeit .... aber keines falls höher als fünf Prozent.

„Also in vier Wochen etwa?" hatte Julius Heidemann gemeint.

Und der alte Bergmann hatte ganz beiläufig genickt.

„Gut, gut! Ist mir recht. In vier Wochen also und — auf ein Jahr." ....

Dann war er auch beim Maurermeister Menze gewesen und hatte gefragt, ob er für ihn bauen wolle: einen Stall, zwei Scheunen und die Mühle ausbessern; vielleicht ließe er auch im nächsten Jahre einen Stock auf das Wohnhaus setzen.

„Für meinen Jungen, wissen Sie" — hatte er hinzugefügt — „für den Karl. Wenn er über kurz oder lang heirathen sollte ...."

„Aber gewiß", sagte Herr Menze — selbstverständlich! Ich sehe mir gleich morgen mal die Geschichte an. Hätte schon längst noth gethan."

Er brauchte auch Pferde für die Frühjahrsarbeit: und Julius Heidemann, der „alles machte", besorgte auch die.

Ein paar neue Maschinen, die dringend nöthig waren, wurden in der ersten Hälfte des April prompt geliefert, nachdem Robert Bergmann seine alten Schulden bei der Firma mit dem Gelde Julius Heidemanns pünktlich am 1. April bezahlt hatte.

Der „amerikanische Segen" war wirklich unschätzbar. Aber er war auch zur rechten Zeit — sozusagen in der zwölften Stunde — gekommen.

Karl Bergmann aber war wieder ganz der lustige Bursche von früher geworden. Er ging auf den Tanzboden, trank und spielte und gab mit vollen Händen das Geld aus, das man ihm von allen Seiten zur Verfügung stellte, da der Alte — wie Karl seinen Freunden offen gestand — ihn trotz des „amerikanischen Segens" noch immer knapp hielt. Aber gleichviel — meinte er — einmal mußte ja doch der größte Theil davon sein eigen werden.

Und Hedwig Becker, seine Jugendliebe, meinte das auch und war wieder lieb und freundlich zu ihm, wie früher.

Ende April aber geschah etwas ganz Besonderes:

Der reiche Getreidehändler und Brauereibesitzer Becker, Hedwigs Vater, kam zu Robert Bergmann:

„Guten Tag, Bergmann" — sagte er — „ist wohl ein gut Weilchen her, daß ich nicht bei Dir war. Waren ein bischen verknurrt, meine ich, wir beide. Kam von den Kindern, was? Na ja: das Mädel, die Hedwig, war auch wirklich noch zu jung, damals. Ist aber jetzt ein blitzsauberes Frauenzimmer geworden. Na — der eigene Vater sollte das wohl eigentlich nicht sagen, aber .... Uebrigens Dein Karl ist ein forscher Kerl geworden. Alle Wetter. Habe ihn mir neulich erst mal ordentlich angesehen ...."

„Ja" — meinte der alte Bergmann trocken.

„Und so ...." deutete Becker an.

„Wie meinst Du?" entgegnete Bergmann.

„Und — so im allgemeinen ..."

„Hm, hm ...."

Die beiden Väter hatten in der That eine etwas sonderbare Art, sich zu unterhalten.

Die Folge davon war aber doch, daß Karl Bergmann und Hedwig Becker im Juni heiratheten.

Damit kam ein schöner Batzen Geld in die Mühle und das Haus Bergmann fing nun unter der Leitung Karls an, wirklich zu blühen.

Der alte Bergmann zog sich nach Jahresfrist ganz vom Geschäft zurück und verlebte seine Tage in Ruhe und Behaglichkeit.

Wenn er aber einmal ganz besonders guter Laune war, so öffnete er sein Schreibspind und nahm jene drei amerikanischen Briefe hervor, deren letzterer folgendermaßen lautete:

Chicago, 10. Januar.

Herrn Mühlenbesitzer Robert Bergmann!

Ihrem Wunsche gemäß übersenden wir Ihnen hiermit „Eingeschrieben" die gewünschten Familiendokumente aus dem Nachlaß Ihres in unserem Krankenhause verstorbenen Herrn Bruders. Die wenigen Habseligkeiten die der Verstorbene, der in den bescheidensten Verhältnissen lebte, hinterlassen hat, mußten versteigert werden, damit die Kosten für seinen Aufenthalt in der Anstalt wenigstens zum Theil gedeckt werden konnten.

Hochachtungsvoll
Das städtische Krankenhaus.

Eine Stottererstatistik.

Der französische Arzt Chervin hat in einer sorgfältigen Studie über das Stottern dieses Leiden in den verschiedenen europäischen Ländern untersucht und folgende Statistik angefertigt, welche gleichzeitig die parallelen Zahlen für die Nervenkrankheiten mittheilt. Diese Beobachtungen, die vom „Petit Journal" veröffentlicht werden, ergeben für je 1000 Personen, die bei den Aushebungen zum Militär untersucht worden sind, folgenden Zahlen: Frankreich: Stottern 7.5, Nerven-Krankheiten 15.05; Schweiz: Stottern 3.23, Nervenkrankheiten 26.3; England: Stottern 2.87, Nerven-Krankheiten 17.28; Oesterreich-Ungarn: Stottern 2.2, Nervenkrankheiten 13.08; Belgien: Stottern 2.1, Nervenkrankheiten 9.18; Italien: Stottern 0.68, Nervenkrankheiten 5.69; Rußland: Stottern 0.19, Nervenkrankheiten 2.55. Das Stottern kommt also am häufigsten in Frankreich vor: und dort sind die Nervenkrankheiten gerade doppelt so zahlreich wie das Stottern, während in den anderen Staaten der Unterschied bei weitem größer ist.

Ein moderner Schuster.

In einem Weimarer Blatte bringt sich ein Schuster dem Publikum mit folgender Anzeige in Erinnerung: „Dem geschätzten Publikum die ergebene Mittheilung, daß ich nach wie vor bestrebt sein werde, sowohl schwer- als leicht verwundete Stiefel und unter Berechnung billiger Kurkosten gründlich zu heilen, ferner durch Geraderichten der Absätze meine Kunden vor einem schiefen Lebenswandel zu bewahren. Bei mir gekaufte oder nach Maß gefertigte Stiefel haben viele Vorzüge. Die Sohlen sind fest wie Panzerplatten, die Züge dehnbar wie eine Reichstags-Verhandlung, das Oberleder haltbar wie der lange Heinrich, und dabei zieren sie den Fuß, wie die Unschuld das Gesicht des Kindes. Mein Hauptbestreben wird es sein, die werthe Kundschaft dauernd auf den Beinen zu erhalten, und wünsche ich jedem ein flottes Wohlergehen von Herzen."

Aha!

Bureau-Chef: „Herr Müller, ich gehe auf einen vierwöchentlichen Urlaub und ersuche Sie, mich während dieser Zeit würdig zu vertreten. Hier liegen die laufenden Arbeiten, dort die Protokolle, kurzum alles, was Sie brauchen werden; nur den Divan hab' ich — hinausschaffen lassen."

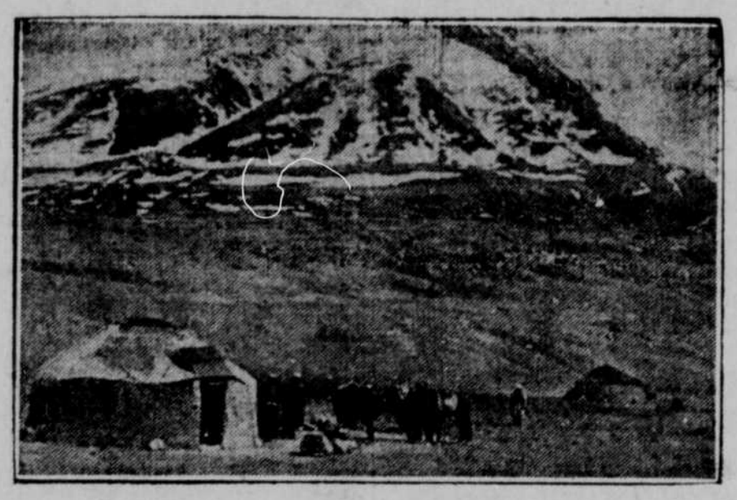
Arzt: „So, Ihr Mann kam Ihnen schon längere Zeit nicht normal vor?"

Frau: „Ja, er lud meine Mutter wiederholt zum Besuche ein."

Eine Reise durch Nord- und Süd-Indien.

Ueber die Eindrücke und Erlebnisse ihrer im letzten Winter unternommenen Reise durch Nord- und Südindien sprach jüngst die bekannte Schriftstellerin Alice Schalek vor einem überaus zahlreichen, gespannt lauschenden Publikum in der Wiener Urania. Die Vortragende gewährte durch ihre farbige, von Lichtbildern illustrirte Darstellung einen ungemein anziehenden Einblick in ein Land märchenhafter Schönheit und der Geheimnisse.

Der Eindruck, den die Reisende empfing, war ein mächtiger, aber in anderer Art, als sie erwartete. Fast alle Vorstellungen von dem Wunderland im Osten wurden umgeändert, nur die schönen Moscheen und ergreifenden Mausoleen des mohammedanischen Nordens rechtfertigen ihren Ruf. Sie bedeuten aber nicht das eigentliche Indien, das sich in Benares und am Ganges, vor allem im Süden dem Reisenden zeigt. An Stelle der erwarteten Weisheit findet der Reisende groteske Götzendienerei, gewaltige Tempelpagoden voll steinerner Götterbilder monströsester Art. Von dem über Südindien herrschenden Brahmaismus unterscheidet sich der über Ceylon verbreitete weit edlere Buddhismus sehr, der aber kaum noch in seiner Urform lebt. Ein Irrthum ist es, wenn man glaubt, daß dieses alte Volk unter



Ein Jägerlager im Himalaja.

englischer Willkürherrschaft schmachtet.

Die Revolutionen haben dort keinen politischen Charakter, sondern einen zumeist religiösen. Die Engländer suchten die Auswüchse der religiösen Riten, die einen barbarischen Charakter haben, abzuschaffen, und dies erregte stets die Empörung der Indus. Die indische Religion bestimmt alle Lebensbethätigungen bis zum Schlaf, Essen u. dgl. Kühe, Schweine, Krokodile werden als heilige Thiere betrachtet; letzteren namentlich werden Menschenopfer gebracht. Die Indus sind ein ganz degenerirtes Volk. Die Brahminen besitzen vierzigtausend Unterkasten, die einander brandschatzen und berauben. Hier schuf die englische Regierung einige Ordnung. Ganz überraschend sind die mächtigen, herrlichen Hotels und die Eisenbahnen, die den Eindruck machen, als ob sie vom Publikum nur zu Vergnügungszwecken hergestellt wurden.

Die Europäer, namentlich die Engländer, leben streng geschieden von den Eingeborenen. Die Engländer bemühen sich, ein Muster von Kultur und Gesittung abzugeben. Jede sittlich nicht einwandfreie englische Dame wird auf Regierungskosten wieder in die Heimath befördert. Großartigen Komfort bietet Bombay dem Fremden. Da giebt es Hotels für dreihundert Personen, ferner ein gewaltiges Seemannsheim. Der Bahnhof in Bombay ist der größte der Welt. Jeder Europäer besitzt dort eine eigene Villa, eigene Wagen, die Familien verfügen über je zwanzig bis dreißig Diener. Die Brahminen sind sehr arbeitsscheu, dabei reiselustig. Man ist überall nicht im geringsten größeren Strapazen ausgesetzt, keinen Gefahren.

Die Vortragende entwarf nach ihrer Einleitung detaillirte Schilderungen. Sie erzählt von den Parsidamen und -männern, persischen Abkömmlingen, die ihre Todten als etwas Unreines den Geiern zum Fraß aussetzen, von dem ungeheuren Reichthum der indischen Kaufleute, die sich und ihre Frauen vom Kopf bis zum Fuß mit den kostbarsten Edelsteinen schmücken, von heiligen Affenhainen und Krokodilentempeln, von einem märchenhaften Haus der Winde, wo der Maharadscha sich der Abkühlung hingibt, von dem in Marmor und Gold schimmernden Schloß Amber, das wie ein Märchen anmuthet, den gewaltigen, in den schönsten Farben gehaltenen mächtigen Stadtmauern, den Moscheen, den Bajaderen, die den europäischen Vorstellungen kaum entsprechen. Wundervoll sind in ihrer Architektur die Perlmoschee und das Tadsch Mahal in Agra, wo an den Wänden und Säulen die kostbarsten Kleinodien als Intarsien angebracht sind. Ein bezauberndes Bild entwarf die Vortragende von Benares, den Bädern im heiligen Fluß, wo am Morgen Abertausende sich versammeln, sie schilderte die groteske Todtenverbrennung, wo neben den Leichen gekocht wird, den goldenen Tempel in Benares, die Priester, die als Bettler ihr Leben fristen, die Fakire, Schlangenbändiger und Zauberer, und die seltsamen Prozessionen. Sie erzählte von Stieren und heiligen Kühen, deren Dung als heilige Speise verzehrt wird. Als ein Paradies, dem nichts in der Welt verglichen werden kann, erschien ihr Ceylon mit seinen Palmendickichten, Bananen, Lotosblumenbäumen und Rosen, die an allen Stegen und Wegen blühen, vom Teich der goldenen Lilien, von jener ganzen Märchenwelt, die von jeher die Poeten besangen.

Die Kraft des Neugeborenen.

Ein neugeborenes Kind wird gewöhnlich als das schwächste und hilfloseste aller Wesen bezeichnet. Diese Ansicht scheint jedoch irrig zu sein, wenigstens haben die merkwürdigen Untersuchungen, die nach dem „Eclair" einige französische Aerzte über die „Muskelkraft der Neugeborenen" angestellt haben, dargethan, daß neugeborene Kinder wenige Zeit nach der Geburt unter besonderen Umständen bereits recht ansehnliche Kraftleistungen vollbringen können. Es handelt sich darum, daß man den neugeborenen Kindern einen dünnen Stock oder auch wohl die Daumen des Experimentators so hinhielt, daß sie mit den Händen zugriffen, dann konnten sie emporgehoben werden und trugen also durch die Kraft der Beugemuskeln der Unterarme ihr eigenes Körpergewicht. Je nach der Länge der Zeit, während der sie diese Kraftübung vorführen konnten, sind sie als schwächliche, mittelstarke oder gar als Athleten im turnerischen Sinne zu bezeichnen. 87 Prozent der Versuchskinder blieben eine Stunde nach der Geburt über zehn Sekunden hangen. 19 Prozent hielten es eine halbe Minute aus, vier eine volle Minute. Hierbei scheint es sich nicht um atavistische Fähigkeit zu handeln, die gleich wieder verloren geht, denn bei viertägigen Kindern war die Muskelkraft weiter angewachsen: 98 Prozent der Kinder konnten nur eine halbe Minute in der angebenen Lage hangen bleiben. Am fünfzehnten Tage erreichte die Muskelkraft ihren Höhepunkt, denn nun konnten die meisten Kinder ihre Kraftübungen bereits mehr als 90 Sekunden aushalten, ja ein kleiner Herkules blieb 2 Minuten und 38 Sekunden hangen, ließ dann die rechte Hand los und hielt sich nun 15 Sekunden mit der linken Hand allein.

Der „gute Ton" in alter Zeit.

Ein Vergleich des „guten Tones" in der guten alten Zeit mit dem, was heute als schicklich gilt, führt zu den merkwürdigsten Ergebnissen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zum Beispiel, so erzählt der „Caffaro", gab es bei Tische häufig nur ein Trinkgefäß, das von einem Diener herumgereicht und gefüllt wurde. Solange es noch keine oder nur wenige Gabeln gab, mußte natürlich bei Tische mit den Fingern zugelangt werden; deswegen gab es genaue Vorschriften, wie man sich dabei zu benehmen habe. Man sollte, so schrieb der gute Ton vor, die Speisen leicht mit den Fingerspitzen einer Hand ergreifen, es galt als unfein, sie abzulecken, wenn sie vom Fett trieften, außerdem durfte man die Finger nicht an der Kleidung, sondern nur am Tischtuch abwischen, und als besonders ungeschickt galt es, wenn Eier gegessen wurden, diese mit den Nägeln auszukratzen, nachdem man den flüssigen Inhalt herausgesogen hatte. Ein Lehrbuch des guten Tones, „Lois de la Galanterie", das aus dem Jahre 1664 stammt, enthält unter den Tafelsitten auch eine Anleitung, wie man sich die Nase zu reinigen habe. Dies darf niemals — so wird dort ausgeführt — mit der rechten Hand geschehen, weil diese zum Ergreifen der Speisen benutzt wird. Besonders streng verpönt war es nach eben diesem Buch auch, sich den Kopf zu kratzen, falls man eine Respektsperson zum Nachbar hatte, um dieser nicht unliebsame Gäste zu verschaffen. In jener guten alten Zeit war das Ungeziefer nämlich bedeutend häufiger als heute, und die großen Perrücken begünstigten seine Ausbreitung sehr. Der Kampf gegen das Ungeziefer war eine besondere Kunst. Die „Regles de la bienseance" aus dem Jahre 1682 empfehlen gegen das unangenehme Jucken, sich mehrmals an den Kopf zu schlagen, wo man einen Insektenstich spürt. Es mögen noch ein paar andere Vorschriften des guten Tones aus früherer Zeit folgen, die Francesco Baberino, ein Zeitgenosse Dantes, in seinen Handbüchern aufstellt: man soll bei Tische sich nicht hinlegen, man soll die Gefäße nicht so sehr mit Brot auswischen, daß sie nicht mehr gewaschen zu werden brauchen, und soll auch nicht die Speisen so an den Mund führen, daß man sich ihn nicht einschmiert.

Geschichten von der Grenze.

Die Art und Weise, wie die Grenzkontrolle an der holländischen Grenze auf preußischer Seite gehandhabt wird, macht viel böses Blut. Dieser Tage überschritt ein junger Arbeiter Dinzerloo die Grenze, um seine Familie, die nach Gendringen in Preußen verzogen ist, zu besuchen. Als Wegzehrung hatte er sich auf seiner Wanderung ein halbes Pfund Wurst mitgenommen. Wegen dieser Schmuggelei wurde er von den preußischen Grenzbeamten angehalten und in dreistündigem Marsch nach Bocholt geführt. Hier erklärte man, daß nicht Bocholt, sondern Rees zuständig sei, weil die Missethat in der Rheinprovinz begangen sei. Es folgte nun der Rücktransport nach Rees, wo man dem jungen Mann eine Buße von 50 Kronen auferlegte und das Stück Wurst — konfiszirte.

Ein indischer Häuptling mit seiner Leibgarde.

Der Hut.

Der Lehrer Semmler trifft im Coupé mit dem als etwas knickrig bekannten Kaufmann Dreher zusammen. Die Herren haben, weil es warm ist, ihre Hüte abgelegt und vertiefen sich in ein Gespräch über die zweckmäßigste Reiseroute

nach X., die Semmler aus dem Coursbuche festzustellen bemüht ist. Plötzlich unterbricht sich der Lehrer: „Herr je, Herr Dreher, Sie sitzen ja auf dem Hute!" „Nanu," denkt Dreher erschrocken, indem er den Hut, auf dem er wirklich gesessen, vornimmt, — „wenn ich

ihn nur nicht ersetzen muß", und ohne die schauderhaft zugerichtete Kopfbedeckung genau anzusehen, sagt er tröstend: „O, das ist nicht schlimm — sehen Sie, man streicht ein paar Mal von allen Seiten mit dem Aermel darüber und es ist ganz gut. Hier bitte!" „Ei nein," lächelte Semmler, — „Sie irren, Herr Dreher, nicht meinen Hut haben Sie zerdrückt, sondern den Ihrigen."

„Ei verflixt!"

Die junge Hausfrau.

„Wie oft habe ich Ihnen gesagt, Anna, daß das Eis nicht auf dem Küchenschrank liegen bleiben darf, sondern sofort in den Eisschrank gelegt werden soll — dies hier ist schon gar nicht mehr richtig kalt!"

Ueberhöflich.

Rentier Striese aus Sachsen spricht mit seiner Gattin Katinka im Münchener Hofbräuhaus vor und steht rathlos vor dem Ausschank, an dem die Gäste sich selbst ihr Bier holen. Ein gleichfalls anwesender, auf der Durchreise befindlicher Berliner bemerkt die Rathlosigkeit des sächsischen Ehepaares und sagt zu Frau Striese: „Jestatten, Jnädigste, daß Ich Ihnen ein Maß Bier besorje?" Beglückt wendet sich Striese zu seiner Frau mit den Worten: „Nee, Katinka, sind aber die Münchener Bärjer chemiedliche Laite!"

Schwierig.

Ein vorsorgliche Ehefrau gab ihrem Gatten, der an einem Regentage zum Begräbniß ging, den Rath mit: „Und, Gottlieb, noch eins! Steh nicht wieder mit bloßem Kopf auf dem nassen Rasen. Du holst Dir sicher den Schnupfen dabei."

Der Parvenü als Menschenfreund.

„Männchen, sieh' hier den vierblättrigen Klee!"

„Laß'n doch stehen für die armen Leut'!"

Ein Milderungsgrund.

Gnädige: „Sehen Sie, Lina, das kommt davon, daß Sie immer beim Braten Romane lesen, — jetzt ist die Sauce angebrannt!"

Lina: „Na, Madam, denn muß det jrade jewesen sind, wo der Jraf in die Laube der Juwernante seine Liebe erklärt!"

Die gute Löchin.

Die gnädige Frau (Mutter von mehreren heirathsfähigen Töchtern): „Wie, Karoline, Sie wollen uns verlassen?"

„Jawohl, gnädige Frau."

„Aber so bleiben Sie doch wenigstens so lange, bis sich der Herr Assessor erklärt hat."